

Riesenglashaus – Utopie oder die Zukunft

Gemüseanbau Im Berner oder Freiburger Seeland soll das grösste Gewächshaus der Schweiz gebaut werden. 80 Hektaren Land sollen unter Glas. Das BT hat sich bei hiesigen Gemüsebauern umgehört.

Denise Gaudy

Zwischen Ins und Müntschemier oder bei Sugiez soll auf einer Fläche so gross wie 110 Fussballfelder ein Riesenglashaus zu stehen kommen: Das Projekt der Genossenschaft Gemüseerzeuger Seeland (GES) klingt unvorstellbar – nicht nur aus landschaftsschützerischer Sicht. Auch punkto Planung, Finanzierung, Nutzung und Betrieb (das BT berichtete).

Skeptiker befürchten, dass mit einem Gewächshaus dieses Ausmasses eine Überkapazität geschaffen wird. «Der Markt von Tomaten und Gurken ist gesättigt», geben einige Gemüsebauern zu bedenken. Andere vermögen nicht abzuschätzen, was der Bau eines Riesengewächshauses für den Weiterbestand oder die Erweiterung der eigenen Treibhausfläche bedeutet: «Eine allfällige Bewilligung des Projekts wird bestimmt mit Konzessionen verbunden sein.» Und jemand fragt provokativ: «Könnte es sein, dass sich einige wenige mit diesem Projekt selbst verwirklichen wollen?»

«Grundtenor positiv»

GES-Geschäftsführer Sam Zurbrügg betont, dass es sich beim Bau des grössten Gewächshauses der Schweiz erst um eine Vision von Vorstand und Geschäftsleitung handle: «An der Generalversammlung im November 2016 wurde erstmals darüber informiert. Daraufhin haben wir einen Workshop zum Thema veranstaltet, der bei den Gemüseproduzenten auf reges Interesse stiess. Der Grundtenor war mehrheitlich positiv, wenn es auch kritische Stimmen gab.»

Vehemente Gegner scheint es unter den Gemüsebauern aber kaum zu geben. Selbst die Skeptiker, mit denen das BT gesprochen hat, betrachten die Idee als weiterverfolgenswert, auch wenn sie nicht mit Namen in der Zeitung stehen wollen.

Perspektiven für die Jungen

Gemüseproduzent Viktor Hämmerli indes gehört zu den Projekt-Befürwortern. Nicht nur als einer von zwei GES-Vizepräsidenten, sondern auch als Leiter eines 40 Hektaren-Gemüsebaubetriebs mit 14 Angestellten und als Vater eines 20-jährigen gelernten Gemüsegärtners mit Berufsmatur, der den Betrieb in Brüttelen gerne einmal übernehmen möchte. In Hämmerlis eine Hektare grossem Folienhaus wachsen Nüssler, frühe Salate, Kopfsalat, Gurken und Auberginen: «Wer als einzelner Gemüseproduzent seine überdeckte Fläche aufstocken will, stösst schnell an Grenzen. So wurde unser Gesuch zur Erweiterung des Gewächshauses wegen dem geltenden Raumplanungsgesetz abgelehnt.»

Den gesetzlichen Vorschriften gegenüber stehe der Markt, der heutzutage während 52 Wochen im Jahr frisches Gemüse verlange, gibt Hämmerli weiter zu bedenken. Allein schon deshalb mache es Sinn, dass sich 86 Gemüsebauern zusammenschließen, ein grosses Gewächshaus bauen und gemeinsam nutzen, erklärt Hämmerli. «Wir Gemüseproduzenten stehen konstant unter einem enormen Preisdruck. Grössere Strukturen senken die Kosten pro Quadratmeter und steigern die Effizienz. Zudem können in



Blick ins Grosse Moos: Geht es nach den Initianten, soll ein grosses Gewächshaus die künftige Lebensmittelversorgung sichern helfen (Symbolbild). t/a

«Wir stehen konstant unter Preisdruck.»

Viktor Hämmerli, Brüttelen

einem hochmodernen Gewächshaus neue, zukunftssträchtige Technologien ausprobiert werden wie etwa Hydroponik-Kulturen. Wir müssen ja in diesem Gewächshaus nicht nur Tomaten und Gurken produzieren. Das Projekt ist eine Chance für junge Gemüsebauern. Ich möchte meinem Sohn, ja überhaupt der nächsten Generation optimale Bedingungen für ihre Zukunft schaffen.»

Konkurrenzfähig bleiben

Auch Thomas Hurni, Co-Vizepräsident der GES und Gemüsebauer in Gurbrü, ist ein überzeugter Befürworter des ehrgeizigen Projekts seiner Genossenschaft. Von seinem eigenen 35 Hektaren-Gemüsebaubetrieb sind 6,3 Hektaren überdeckt mit Gewächshäusern, Folientunnels und Hochtunnels für Beeren. Während der warmen Monate sind Cherrytomaten in allen Variationen Hurnis Hauptkulturen im Gewächshaus – Hors-sol, oder: bodenunabhängig, wie der Seeländer Gemüsegärtner die Anbaumethode im Kokoss substrat lieber nennt. «Im Winter wächst hier Nüssler!» Damit entkräftet Thomas Hurni ein wichtiges Argument von Gewächshaus-Gegnern, wonach die Qualität überdeckten Bodens minderwertig sein soll. In aller Regel gilt nämlich Land, auf dem Gewächshäuser stehen, nicht mehr als Fruchtfolgefläche und damit als wertvolles Ackerland, das zur Sicherstellung der Versorgungssicherheit in Krisenzeiten gesetzlich definiert ist. «Der Gemüsebau in Gewächshäusern ist zur Gewährleistung der Ernährungssicherheit nicht relevant», so Hurni. Im Gegenteil; wetterbedingte Schäden an Gemüsekulturen würden vermieden, die Erträge gesteigert und dies erst noch bei einer besseren Wasser- und Energiebilanz.

Victor Hämmerli und Thomas Hurni sind fest überzeugt, dass

der genossenschaftliche Bau des grössten Gewächshauses der Schweiz nicht nur für die Gemüsebauern, sondern für die ganze Region gewinnbringend wäre: «Nur so bleibt das Seeland als Gemüseanbaugesbiet konkurrenzfähig mit der übrigen Schweiz und dem Ausland. Ausserdem werden Arbeitsplätze gesichert zu attraktiveren Bedingungen», sind sie sich einig.

Neutrale Haltung

Eher abwartend beobachten andere vom BT befragten Genossen die Vision ihres Vorstands. Etwa der Gampeler Landwirt, Gemüsebauer und Lohnunternehmer Marcel Gutmann. Auf seinem 32 Hektaren-Betrieb kultiviert er auf fünf Hektaren Rübli und Lauch, fast alles im Freiland: «Ich bin weder für noch gegen das Projekt. Die Vision soll weiterverfolgt werden, denn wir müssen uns Gedanken über unsere Zukunft machen. Selber

bin ich aber nur ein kleiner Gemüseproduzent, habe keinen Salat oder andere heikle Gemüsekulturen, komme gut zurecht mit einem Angestellten, will nichts an meiner Betriebsstruktur ändern und bin stolz auf das, was ich habe.»

Auch Thomas Aebersold, Leiter eines 20 Hektaren Gemüsebaubetriebs in Treiten und nicht Mitglied der GES, setzt sich nicht gross mit der Vision seiner Berufskollegen auseinander: «Für das Projekt sprechen die wetterunabhängige Gemüseproduktion sowie der geringere Einsatz von Pflanzenschutzmitteln. Nachteilig ist, dass es sich vermutlich um eine kostspielige Angelegenheit handelt.» Auch Aebersold verfügt nur über einen kleinen Anteil an Gewächshausfläche und will an dieser Betriebsstrategie auch nichts ändern.

Umdenken muss stattfinden

Nichtsdestotrotz sind die Drahtzieher des ehrgeizigen Gewächshausprojekts

der Bauern?

verschwinden – ist das Irrsinn oder Chance?



«Wir wollen kein zweites Almería»

Kritik Die Stiftung Landschaftsschutz Schweiz wendet sich gegen ein Projekt in der bislang bekannten Form. Geschäftsführer Raimund Rodewald hat aber auch einen Gegenvorschlag.

Raimund Rodewald, warum stellt sich Stiftung Landschaftsschutz Schweiz gegen das Gewächshausprojekt?

Raimund Rodewald: Der Schutz der unverbauten Landschaft ist unsere ureigene Aufgabe. In diesem Fall geht es auch um den Schutz des Kulturlandes, das neben der Bewirtschaftung auch Quelle der Erholung und der Biodiversität ist. Wir setzen uns ein für jene Landschaft, die in der Schweiz immer knapper wird. **Ein grosses Gewächshaus bietet die Chance zur produktiven Erzeugung, die Schweiz wird weniger abhängig von Importen. Das kann durchaus ökologisch sinnvoll sein.**

Das kann man so sehen, aber der zweite Blick deckt die Fehlplanung auf. Wenn man Importe als unökologisch und in landschaftlich fragwürdiger Art produziert kritisiert, muss man in der Schweiz die ökologisch und landschaftsgerechte Landwirtschaft fördern. Das ist dann eben gerade nicht die Hors-sol-Produktion unter Glas, sondern eine naturnahe Bewirtschaftung.

Die Biolandwirtschaft in der Schweiz kann aber nicht die ganze Nachfrage decken. Ist es nicht paradox, hier auf grosse Gewächshäuser zu verzichten und das Problem nach Südspanien mit den riesigen Glashausflächen auszulagern?



Raimund Rodewald, Geschäftsführer der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz, fordert Gewächshauszonen in Siedlungsnähe. Urs Baumann

Genau mit dieser Argumentation kämpfen wir gegen ein zweites Almería im Seeland, denn genau diese Gefahr blüht uns. Wir kämpfen gegen die Verglasung oder Plastifizierung des Seelands, denn sonst droht uns diese auch in anderen Gebieten der Schweiz. Unsere Chance ist eine naturnahe Landwirtschaft, die nah am Konsumenten ist. Dann schätzt dieser nämlich auch die Anstrengungen der Landwirte zur Erhaltung der Landschaft.

Es ist ohnehin unsicher, wie lange im Grossen Moos überhaupt noch in der jetzigen Form angebaut werden kann, denn der Boden verschlechtert sich zusehends. Ein grosses Gewächshaus könnte diesen Druck mildern und also die Landschaft geradezu schützen. Das ist eine Hilfsargumentation, die an den Problemen vorbeizieht. Der Gemüseanbau im heutigen Stil war nur dank der Juragewässerkorrektur möglich, und er hat nun zu den bekannten Problemen wie der Bodenabsenkung geführt. Es ist eine Paradoxie, wenn man

die Folgen der intensiven Landwirtschaft mit einer noch industrielleren Produktion beantwortet. Zu Ende gedacht hiesse dies, dass das ganze Seeland unter Glas gestellt werden müsste. Das Seeland braucht im Gegenteil eine Entstressung der Böden.

Es wären mehr Importe nötig. Selbst der vom Bauernverband unterstützte Landwirtschaftsartikel, über den wir nun abstimmen, anerkennt, dass es ohne Importe nicht geht. Wir sind auf sie angewiesen. Es wäre eine Illusion zu glauben, dass der Gemüseanbau dank eines 80-Hektaren-Gewächshauses von Importen unabhängig würde.

Im Kanton Freiburg stösst das Anliegen aber auf offene Ohren, selbst bei der Staatsrätin Marie Garnier, die eine Grüne ist.

Ich muss dazu sagen: Wir sind zum Thema bislang gar nicht kontaktiert worden. Ich habe nur rudimentäre Grundlagen zum Projekt. Man ist offenbar noch weit entfernt von konkreter Planung, geschweige denn von Umweltverträglichkeitsprüfungen. Ich

staune, dass man schon in dieser frühen Phase an die Medien geht. Ich habe ein Déjà-vu. Es geht wieder um Orte im Seeland, wo wir schon gegen andere Überbauungen gekämpft haben, etwa das Amgen-Projekt in Galmiz oder die Grosssägerei bei Müntschemier. Ich vermisse eine gesamtlandwirtschaftliche Konzeption. Wir haben diese nun erarbeitet, sie dient als wissenschaftliche Grundlage für den Kanton Freiburg. Ich bin überzeugt, dass ein solches Projekt dann wieder auf den Boden der Realität zurückgeholt wird.

Wie müsste ein solches Projekt denn beschaffen sein, dass es auch für die Stiftung Landschaftsschutz tragbar ist?

Es ist ja nicht das einzige Gewächshausprojekt in der Schweiz, auch wenn seine Dimension herausragt. Die Kantone Genf oder Tessin zeigen, wie eine Lösung aussehen kann: Es gilt, Gewächshauszonen auszuweisen, an Orten, wo Nähe zu bestehenden Siedlungen gegeben ist. So kann die Landschaft grossflächig geordnet werden. Das Projekt im Seeland hat dagegen keine Ordnung zur Folge, sonst würde man nämlich einen Standort prüfen, wo schon Gewächshäuser existieren: westlich von Kerzers.

Die haben aber lange nicht die nun vorgesehene Fläche.

Diese Fläche ist ohnehin in Frage zu stellen, die 80 Hektaren sind schlicht überdimensioniert und nicht begründbar. Raumplanerisch gesehen müsste das Projekt jedenfalls dort angesiedelt werden, wo es bereits Gewächshäuser gibt. Und dann müssten sämtliche Bauern, die grössere Gewächshäuser planen, diese dort realisieren. Dann wird es interessant, weil auch für die Landschaft etwas herauskommt.

Interview: Tobias Graden

Grundsätzlich positiv, aber ...

Reaktionen Gemüsehändler im Grossen Moos begegnen dem Projekt grundsätzlich positiv. Es dürfte aber den Preisdruck und den Konkurrenzkampf erhöhen.

«Wir stehen dem Projekt eines grossen Gewächshauses positiv gegenüber», sagt Reto Schwab, Mitglied der Geschäftsleitung des grossen Gemüsehändlers Schwab Guillod in Müntschemier, «es ist doch gut, wenn das Seeland eine starke Anbauregion bleibt.» Die Aussage vermag zumindest auf den ersten Blick zu erstaunen. Denn wenn im Seeland auf einer Fläche von Dutzenden von Hektaren in einem Gewächshaus Gemüse angebaut wird, hat dies nicht nur Folgen für die Produzenten, sondern auch für den Handel. Es dürfte dabei keine sonderlich grosse Rolle spielen, wo genau ein solches Gewächshaus denn zu stehen kommen könnte. Schwab Guillod beispielsweise lebt nicht nur vom Handel mit in der Region angebaute Gemüse, sondern auch vom Import – und dieser könnte, je nach Ausgestaltung des Glashauses, verringert werden. Doch Schwab widerspricht: «Wir sehen uns in erster Linie als Vermarkter von Gemüse aus dem Seeland, dann aus der Schweiz. Erst dann kommt der Import.» Kürzere Beschaffungswege als Folge seien für alle Beteiligten positiv.

Hört man sich bei den Gemüsehändlern um, fallen aber nicht nur so positive Voten. Hansjörg Kramer, Verwaltungsratspräsident der Proveg, begrüsst das Vorhaben zwar grundsätzlich. Die Proveg ist ein Handelsbetrieb, der im Besitz von neun Produzenten und also eine Erzeugerorganisation ist. Über die geplante Vergrößerung der bestehenden Kompostieranlage wäre die Proveg auch eingebunden, denn im «Energiebündel Seeland (EBS)», wie das ganze Projekt eigentlich heisst, ist nicht nur ein grosses Gewächshaus vorgesehen, sondern auch nachgelagerte Einrichtungen in der Region. Kramer kritisiert aber die seiner Ansicht nach bislang undurchsichtige Rolle der Fenaco: Diese fungiert zwar als Partner der Produzentenvereinigung Gemüsehändler Seeland (GES), ist in der öffentlichen Diskussion bislang aber praktisch nicht in Erscheinung getreten. Es mache den Anschein, so Kramer, dass Fenaco aus taktischen Gründen die Bauern vorschlebe, das Projekt tatsächlich aber hauptsächlich aus ihrer Feder komme. Die Fenaco habe das Ziel, Marktmacht im Gemüsehandel aufzubauen.

Das ist nicht grundsätzlich ein Problem – auch Reto Schwab, dessen Unternehmen davon direkt betroffen sein wird, sagt dazu: «Der Markt ist frei.» Doch es gibt auch Stimmen, die besagen, dass das Projekt «Sprengstoff» bergen könnte. Wenn nur jene Bauern involviert werden würden, die auch an Fenaco liefern, begäben sich

einerseits diese in eine womöglich nachteilige Abhängigkeit, was Auswirkungen auf die Preisgestaltung haben könnte. Andererseits hätten die übrigen Händler das Nachsehen. Auf diese Argumentation angesprochen, sagt Kramer: «Wir böten wirtschaftlich interessantere Preise als die Fenaco.»

«Keine Exklusivität»

Patric Gutknecht, Bereichsleiter Gemüse bei Fenaco Landesprodukte, beschwichtigt: Es sei keinerlei Exklusivität vorgesehen. «Die Mitglieder der GES sollen natürlich auch andere Vermarktungspartner berücksichtigen dürfen», sagt er. Gutknecht wehrt sich gegen den Verdacht, die Fenaco schiebe aus taktischen Gründen die Bauern vor für dieses grosse Projekt: «Wir verheimlichen ja nichts, wir kommunizieren offen.» Er verweist dabei auch auf den Zweckartikel der Genossenschaft: Die Fenaco hat die Aufgabe, die Bauern bei der wirtschaftlichen Entwicklung ihrer Unternehmen zu unterstützen. So sei beispielsweise keineswegs vorgesehen, dass die Fenaco selber als Produzentin tätig werde. Dieser Hinweis ist relevant, deuten doch einzelne Projekte in der Schweizer Landwirtschaft an, dass sich die klassische Aufteilung in Produzenten, Händler und Verarbeiter und Detailhandel auflösen droht: Die Migros will im Wallis selber Peperoni anbauen.

Solche Pläne verfolge die Fenaco nicht, «darum halten wir uns bewusst im Hintergrund». Die Fe-

naco fungiert als Vermarktungspartner der GES, und als diese habe sie das Gespräch mit den Bauern gesucht, um zusammen den passenden, auf die Bedürfnisse der Grossabnehmer abgestimmten Marktzugang auch in Zukunft sicherzustellen. Schliesslich habe die Fenaco das Know-how dazu.

«Es ist wie bei der Energie»

Das Projekt befindet sich noch in einem sehr frühen Stadium. Über die Finanzierung ist beispielsweise noch gar nichts bekannt. Patric Gutknecht sagt: «Es ist ein Projekt der Produzenten. Als erstes müssen sie sich nun einig werden, ob sie dies überhaupt wollen. Wenn dies nicht der Fall ist, wird es die Fenaco sicher nicht auf eigene Faust realisieren.»

Auch wenn noch kaum Eckpunkte bekannt oder überhaupt definiert sind: Die Stiftung Landschaftsschutz kündigt bereits starke Opposition an (vgl. Interview oben). Was raumplanerische Aspekte betrifft, zeigen sich die Gemüsehändler allerdings pragmatisch: «Es ist wie bei der Energie», sagt Hansjörg Kramer, «wenn niemand mehr Atomstrom will, müssen wir eben auch Windräder bauen.» Grundsätzlich unterstützt er darum das Projekt, wünscht sich aber eine Involvement aller relevanten Akteure. Reto Schwab sagt: «Wir sind bereit, uns dieser Herausforderung zu stellen.» Sollte es die Möglichkeit zur Beteiligung geben, wäre Schwab Guillod dafür offen. tg

hausprojekts überzeugt, dass in den eigenen Reihen ein Umdenken stattfinden muss, denn: «Jeder von uns befindet sich im stetigen Kampf mit den Abnehmern. Mittelfristig werden wir auch mit unseren Freilandkulturen zusammenspannen müssen, was eine gemeinsame Planung erfordert wird. So kann es zum Beispiel dereinst sein, dass die Gemüsebauern in einem Jahr den Anbau von gesamthaft 100 Hektaren Lauch beschliessen, und jeder wird pro Woche mit einer modernen Maschine fünf Hektaren pflanzen», prophezeit Thomas Hurni.

Sowohl er als auch Viktor Hämmerli sind sich bewusst, dass die grösste Herausforderung des GES-Vorstands sein wird, die 86 Genossenschafter von der Vision des Riesengewächshauses zu überzeugen. «auch wenn wir durchaus Verständnis haben für deren Ängste und Bedenken bezüglich des eigenen Betriebs.»

«Ich bin weder für noch gegen das Projekt.»

Marcel Gutmann, Gampelen